



Leseprobe

Anne Enright
Die Schauspielerin
Roman

»Eine hellichtig-wütende Liebeserklärung an die Mutter.« *Der Tagesspiegel*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 304

Erscheinungstermin: 11. Oktober 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein berührender Roman über die unerfüllte Liebe einer Tochter zu ihrer Mutter

Norah blickt zurück auf das Leben ihrer Mutter, der einst gefeierten Schauspielerin Katherine O'Dell: Von irischen Dorfbühnen hat sie es bis nach Hollywood geschafft. Doch mit zunehmendem Alter verblasste ihr Ruhm, sie betäubte sich mit Alkohol und Tabletten, bis es eines Tages zu einem bizarren Skandal kam: Ohne Vorwarnung schoss sie auf einen Filmproduzenten. Jeder Augenblick in Katherines Leben war große Geste, und Norah war ihr Publikum. Wer aber war diese Frau wirklich, die alles für die Kunst gab und wenig für ihre Tochter? Ein eindringlicher Mutter-Tochter-Roman, frappierend ehrlich, scharfzüngig und augenzwinkernd erzählt. »Eine hellstichtig-wütende Liebeserklärung an die Mutter.« *Der Tagesspiegel*



Autor

Anne Enright

Anne Enright, 1962 in Dublin geboren, zählt zu den bedeutendsten englischsprachigen Schriftstellerinnen der Gegenwart und wurde 2015 zur ersten Laureate for Irish Fiction ernannt. »Das Familientreffen« wurde unter anderem 2007 mit dem renommierten Booker-Preis ausgezeichnet, ist in gut dreißig Sprachen übersetzt und weltweit ein Bestseller. Für »Anatomie einer Affäre« (2011) erhielt sie die Andrew Carnegie Medal for Excellence in Fiction und für »Rosaleens Fest« (2015) den Irish Novel of the Year Prize. »Die Schauspielerin« ist ihr siebter

ANNE ENRIGHT, 1962 in Dublin geboren, zählt zu den bedeutendsten englischsprachigen Schriftstellerinnen der Gegenwart und wurde 2015 zur ersten Laureate for Irish Fiction ernannt. *Das Familientreffen* wurde unter anderem 2007 mit dem renommierten Booker-Preis ausgezeichnet, ist in gut dreißig Sprachen übersetzt und weltweit ein Bestseller. Für *Anatomie einer Affäre* (2011) erhielt Enright die Andrew Carnegie Medal for Excellence in Fiction und für *Rosaleens Fest* (2015) den Irish Novel of the Year Prize. *Die Schauspielerin* ist ihr siebter Roman; er wurde für den Women's Prize for Fiction nominiert.

Die Schauspielerin in der Presse:

»Ein brillantes Roman-Porträt. ... Fein und präzise, mit einem leisen Hauch von Ironie.« *WAZ*

»Alle Mütter sind verrückt – zumindest nach Ansicht ihrer Töchter. Die irische Autorin Anne Enright setzt dies immer wieder grandios in Szene.« *BRIGITTE*

»Bewegend und unsentimental zugleich.« *SonntagsBlick*

»Diese Stimme kann zum Lachen bringen und selbst lachen: über Mütter, Männer und Sex.« *NDR Kultur*

Außerdem von Anne Enright lieferbar:

Alles, was du wünschst
Anatomie einer Affäre
Rosaleens Fest
Das Familientreffen
Ein halbes Lächeln

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

ANNE ENRIGHT
DIE SCHAUSPIELERIN

Roman

Aus dem Englischen von Eva Bonné



PENGUIN VERLAG

»Wie auch immer, in dem Maße, in dem ich Beifall spendete, schien mir auch die Berma besser gespielt zu haben.«

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit von Marcel Proust

Die Leute fragen mich: »Wie war sie?«, und ich versuche zu verstehen, was genau sie damit meinen. Wie war sie als normaler Mensch, wenn sie Pantoffeln trug und Marmeladentoast aß? Als Mutter, als Schauspielerin? – Das Wort »Star« verwendeten wir nicht. Die meisten Leute wollen wissen, wie sie war, bevor sie verrückt wurde, gerade so, als könnte auch ihre eigene Mutter über Nacht schlecht werden wie eine Flasche Milch, die nicht in den Kühlschrank zurückgestellt wurde. Oder als wären sie insgeheim selbst ein bisschen schräg.

Wenn sie mit mir reden, passiert etwas. Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt. Es arbeitet langsam in ihnen; ein wachsendes Staunen, als würden sie nach vielen Jahren einen alten Schwarm wiedererkennen.

»Du hast ihre Augen«, sagen sie.

Die Leute haben sie geliebt. Fremde, meine ich. Ich habe gesehen, wie sie sie angeschaut und genickt haben, ohne ein einziges ihrer Worte zu hören.

Und ja, ich habe ihre Augen. Zumindest habe ich die gleiche Augenfarbe wie meine Mutter, ein Haselnussbraun, das in ihrem Fall auch gern einmal grün genannt wurde. Tatsächlich haben Journalisten meiner Mutter in die Augen geblickt und dann ganze Absätze über Moore und Felder verfasst. Außerdem haben wir die gleiche Art zu blinzeln, langsam und liebevoll, als dächten wir an etwas sehr Schönes. Ich kann das, weil sie es mir beigebracht hat. »Denk an Kirschblüten«, sagte sie, »die im Wind davonwehen.« Was ich manchmal tatsächlich tue.

Solche Gaben hat sie mir vermacht, Katherine O'Dell, bekannt aus Film und Fernsehen.

»O Mutter mein, wie geht es dir?«

»Ging mir nie besser«, pflegte sie zu antworten, und wenn sie mich ansah, trieben ganze Baumladungen von Kirschblüten vorbei.

In der Küche unseres Hauses am Dartmouth Square (wo anscheinend alles Wichtige in meinem Leben passierte) saß ein Mann, der jemanden kannte, der mit Marilyn geschlafen und sich danach, wie er erzählte, »nie wieder gewaschen« hatte. Eines Abends kam ich, noch ein Kind, die Treppe herunter und hörte ihn das sagen, und er war ein so netter alter Mann, dass es mich auf ewig besudelte. Wenn die Leute mich also fragen: »Wie war sie?«, würde ich am liebsten antworten: »Eigentlich ziemlich reinlich«, um dann hinzuzufügen: »... für damalige Verhältnisse.«

Also gut. Hier ist sie, Katherine O'Dell, wie sie Frühstück macht, wie sie dem Kühlschrank und den anderen Schränken – von einigen ist sie entzückt, von anderen enttäuscht – ein Frühstück abtrotzt. Wo ist sie? Wo ist sie? Hier ist sie! Ja! Die Marmelade. Die Sonne scheint zum Fenster herein, Zigarettenrauch steigt auf und verwirbelt sich zu einer eleganten Doppelhelix. Was soll ich sagen? Wenn sie Marmeladentoast aß, war sie wie jeder andere Mensch, der Marmeladentoast isst; wobei die Linie zwischen Lippenrot und Haut, wie auch immer sie genannt wird, bei ihr sehr ausgeprägt war, selbst wenn man sie nicht auf einer vier Meter hohen Kinoleinwand sah.

Hier ist sie also. Sie isst Toast. Sie hat es eilig, hält sich die Scheibe an den Mund, beißt hinein, kaut und beißt noch einmal zu. Sie schluckt. Sie wiederholt den Vorgang drei oder vier Mal, dann legt sie den Brotrest auf den Teller. Sie nimmt ihn für einen letzten Bissen hoch, lässt ihn wieder sinken. Nun kommt es zu einem kurzen Hin und Her, das der Toast verliert; ein knappes Abwinken, ein kurzer Schlenker der Verweigerung oder des Begehrens. Nein, sie möchte keinen Toast mehr.

Sie greift zum Telefonhörer und wählt. Alles war »wunderbar!«,

solange sie an diesem Telefon hing, ein beiges Ding an der Küchenwand mit einer langen, ausgeleierten Schnur, unter der man sich hindurchducken musste, während sie rauchend auf und ab ging, »wunderbar!« sagte und mir Zeichen gab, indem sie einen Finger ausstreckte, die Hand drehte und auf ihren Kaffee zeigte oder auf ein Glas Wein, das außer Reichweite stand.

»Einfach wunderbar«, sagte sie.

Oder sie unterhält sich mit mir, einem Mädchen von acht oder neun Jahren in einem rosa Baumwollkleid, das sie aus Amerika mitgebracht hat. Sie bezieht den Hund mit ein, der wie ein Hund in einem Film unter dem Tisch sitzt und auf Reste und Krümel hofft. Meistens legt sie den Kopf zurück und spricht mit der Stelle, wo Wand und Decke aneinanderstoßen. Ihr Blick wandert an der Kante entlang, als suchte sie dort oben nach Ideen oder nach Gerechtigkeit. Ja, das ist es, was sie will. Kurz senkt sie das Kinn, um sich eine weitere Zigarette anzuzünden. Sie atmet aus.

Der Toast wird nun völlig ignoriert. Für sie ist der Toast jetzt gestorben. Der Stuhl wird zurückgeschoben, die Zigarette allen Ernstes auf dem Teller ausgedrückt. Meine Mutter steht auf und geht weg. Jemand anders wird sich darum kümmern, denn, ich hatte es bereits erwähnt, meine Mutter war ein Star. Nicht nur auf der Leinwand oder auf der Bühne, sondern auch am Frühstückstisch war meine Mutter Katherine O'Dell ein Star.

Etwa eine Stunde später steht sie wieder in der Küche und sagt: »Gott verdammt, Gott verdammt.« Sie klappert mit dem Geschirr. Vielleicht wirft sie den Toast zum Fenster hinaus, oder sie zerbricht einen Teller am Rand der Spüle. Denn Kitty ist nicht da. Kitty kauft fürs Abendessen ein, sie hat ihren freien Tag, sie pflegt ihre krebskranke Schwester. Kitty ist nie da, wenn man sie braucht, obwohl sie doch die ganze Zeit da ist. Wenn sie dann zurückkommt, mit Einkäufen bepackt oder traurig,

je nachdem, ist der Teller nur versehentlich zerbrochen und Kitty ein Schatz, den es zu hofieren und zu verwöhnen gilt. Unsere Haushälterin Kitty hatte täglich eine Putzhilfe, sie hatte den neuesten Teppichkehrer und eine der ersten Geschirrspülmaschinen im Land. Der Geschirrspüler wurde rechtzeitig zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag angeliefert, es gibt sogar ein Foto davon: Meine Mutter öffnet die Klappe und steht in einer Dampfwolke, während Kitty im Hintergrund gedankenverloren am großen Spülstein lehnt.

Zu dem Anlass steckte meine Mutter mich in ein Kleid. Rosa Baumwolle aus Amerika, Schürzenkleider mit drei Knöpfen und ausgestellte Hängerchen über knochigen, aufgeschlagenen Knien sind Vergangenheit. Ich bin einundzwanzig Jahre alt. Meine Arme sind weich und weißgefleckt; ich bin zu groß. An meinem Geburtstag präsentiere ich mich in Sumpfgrün und kränklichem Rosa, mein langer Tüllrock ist mit Tüllpompons besetzt. Meine Mutter – da ist sie, sie hält die Geburtstagstorte in die Höhe – trägt Schwarz. Vor ihr haben sich ein paar Menschen versammelt, darunter auch ich. Die Leute auf diesem zweiten Foto haben etwas Übereifriges. Im Laufe der Jahre habe ich sie oft betrachtet – ihre scheckigen Wangen, die aufgerissenen Augen – und mich gefragt, was sie fühlen.

Ehrfurcht.

Man könnte sie ewig ansehen.

Durch eine Maske des Entzückens verfolgen ihre Augen meine Mutter, doch ihr Blick verrät kein Begehren, sondern eher so etwas wie Unglück. Das eine oder andere Lächeln wirkt schmerzlich bemüht, als könnte es jederzeit in Neid umschlagen. Vor allem bei den Frauen. Zwecklos, es zu leugnen – besonders die Frauen hatten in der Gegenwart meiner Mutter Schwierigkeiten mit sich selbst.

Und inmitten von alldem mein eigenes Gesicht mit einundzwanzig; es fürchtet das Rampenlicht und wird doch zugleich

versüßt durch ihre Aufmerksamkeit. Die Kerzenflammen auf der Torte sind klein und aufrecht. Ich werde vom Blick meiner Mutter gehalten, während um uns herum die Eiferer und die Wilden toben. Vielleicht ist es auch nur der Alkohol, der sie so aussehen lässt. Um uns herum die Gesichter der Menge.

Die Party war furchtbar, wenigstens für mich. Ich hatte im Sommer meinen Collegeabschluss gemacht, und die meisten meiner Freunde waren inzwischen weggezogen. Ich hatte ein paar Kommilitoninnen eingeladen, sie kamen zu früh und in geborgten Kleidern und wirkten verunsichert durch den vielen Krempel in unserem Haus, oder vielleicht auch durch dessen Größe. Sie setzten sich oben ins Wohnzimmer, einen mit Möbeln aus dem Fundus verschiedener Dubliner Theater eingerichteten Raum, in dem man sich unweigerlich fühlte wie eine Figur aus einem Stück, nur welche, war unklar. Ein Chesterfieldsofa aus marineblauem Samt, ein geschnitzter Holzstuhl, der einer Borgia alle Ehre gemacht hätte, ein kleiner, bunt bemalter Hocker aus Skandinavien. Wir nahmen auf diesen ausgemusterten Episoden Platz und tauschten eigene kleine Leidensgeschichten aus – von unzuverlässigen Freunden, hinterhältigen Freundinnen oder Müttern, die der reinste Albtraum waren. Immerhin sprachen meine Kommilitoninnen über ihre Mütter; ich war in der Hinsicht eher zurückhaltend. Allerdings wurden meine Bemühungen an jenem Abend, je mehr der Whiskey floss und je höher der Geräuschpegel stieg, ein wenig von der Tatsache durchkreuzt, dass sie, die Berühmtheit, unter in der Küche zu hören war.

Es war schwierig, einen eigenen Ton zu finden.

Nach zehn trudelten ein paar Theatertypen vom College ein und setzten sich zu uns. Jemand dimmte das Licht und drehte die Musik auf, Melanie und der Leiter der Laienspielgruppe standen knutschend neben der Badezimmertür. So war das im Spätsommer 1973, überall wurde einem aufgelauert. Man ging

kurz raus, um sich die Haare zu kämmen, und fand sich prompt in einem Menschenknäuel an die Wand gedrückt wieder.

Irgendwann gegen Mitternacht trafen die Nachzügler von der Vorstellung im Gate ein und versammelten sich um das Klavier, und ab dann wurde getrunken und gesungen wie an so vielen Samstagabenden am Dartmouth Square. Ein paar Freunde meiner Mutter kamen herauf und wurden von meinen Gästen ignoriert, weil sie alt waren. Vielleicht wirkten damals auch einfach alle Männer alt, mit ihren ausgebeulten Sakkos und ihren Zigaretten. Es gab keinen Unterschied zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig, jeder trug Krawatte.

Über die Jahre empfang meine Mutter in ihrer großen, alten Küche eine wechselnde Gruppe von hochgewachsenen, trinkfesten Männern. Alle waren gute Gesellschafter, einige ziemlich berühmt. Sie kamen zu ihr auf der Suche nach Zuflucht, nach Austausch, Ausgelassenheit und einer Art von Anerkennung, wie sie ein anständiger Mann damals von der eigenen Familie nicht erwarten konnte. Das waren die Männer, die meine Kindheit verzaubert hatten. Sie steckten mir Pfundnoten zu, rezitierten vor dem Schlafengehen Yeats und nahmen mich auf den Schoß, um mich zu necken oder sich mit mir zu verbünden. *Siehst du den da drüben, er hat für den Papst gesungen.* Einige von ihnen habe ich geliebt, und manche – möglicherweise eine kleine Rache an meiner Mutter – hatten mich aufrichtig gern.

Später dann hörte ich auf, sie zu lieben, beziehungsweise konnten sie mich, als ich einundzwanzig war, nicht mehr begeistern. Womöglich waren sie ein nicht mehr ganz so glamouröser Haufen wie früher. Immer dieselben Typen in Begleitung ihrer raffgierigen Gattinnen. Oder sie schleppten junge Frauen an, die entweder Touristinnen waren – man erkannte sie am Strickpullover – oder zu intelligent oder viel zu betrunken. Die Männer, denen sie ihre Häkelmützen aufsetzten, waren Theaterleute, Intellektuelle, Musiker oder Schriftsteller – jeder schrieb, auf

die eine oder andere Weise –, und alle waren zumindest in den eigenen Augen ziemlich wichtig. Sie redeten über ihre Jobs bei der *Irish Times* oder »draußen am University College«. *Arbeiten Sie draußen am UCD?* Dabei lag das College keine drei Kilometer die Straße runter. Hughie Snell arbeitete »draußen in Montrose«, also beim Fernsehen; dass sie alle in keiner anderen Hinsicht »draußen« waren, verstand sich von selbst.

Ihr Stichwortgeber war Niall Duggan, ein lauter, altmodischer Kerl, der mit verballhorntem Irisch und spontanem Latein um sich warf – *sic transit* –, das stets heftige Zustimmung erntete, *carpe, ja, carpe, in der Tat*. Gehobener Nonsens, ziemlich steif, der jedoch ohne Anzüglichkeiten und ohne Frauenverachtung auskam. Und eigentlich auch ohne Frauen, wenn ich heute darüber nachdenke. Außer unter vier Augen, wo Duggan ziemlich vulgär sein konnte.

Schwer zu erklären.

Alles war Anspielung. Silent O'Boyle zum Beispiel hatte seinen Spitznamen einem Lied von Thomas Moore und einem Zwischenfall auf der Herrentoilette der Palace Bar zu verdanken. *Silent, oh Moyle, be the roar of thy water*. Alles war ebenso seicht wie seltsam veredelt, und selbst ihre Lüsterheit war gekünstelt. Silent O'Boyle erzählte meiner rechten Brust etwas über die Wunder von Baudelaire, bevor er sich – nur für den Fall, dass sie sich ausgeschlossen fühlte – mit einem neckischen Bonmot über den jungen Rimbaud an die linke wandte. Duggan fragte mich: »Würdest du dich jemals auf diese Figur von Faulkner einlassen? Was ist mit Salinger? Ja, würdest du. Du würdest diesen unglücklichen Langweiler vögeln, und dann wäre die amerikanische Literatur, lass mich bitte ausreden, dann wäre die amerikanische Literatur für immer verändert. Du würdest ihm das Leben retten und sein Werk zerstören. Da liegt das Problem, verstehst du? Darin besteht die Niedertracht.« In meinem ersten Jahr an der Uni versprach mir Duggan, der natürlich einer

meiner Dozenten war, erstklassige Noten im Tausch gegen meine Jungfräulichkeit. Meine Mutter sagte: »Sie würde sich nie mit weniger als all deinen weltlichen Gütern zufriedengeben, Niall«, und dann fügte sie hinzu: »Lass das Kind in Ruhe.«

Sie tranken, bis ihre Augen, Gelee gleich, blind für die eigene Unmöglichkeit wurden. So habe ich es damals erlebt, mit einundzwanzig, als ich noch keinen Alkohol trank, weil er mir nicht schmeckte. Sollten diese Männer mich doch anlotzen, so viel sie wollten; sie waren alt, und ich war längst in dich verliebt.

Im passenden Moment sang Mutters Freund Hughie Snell mit seinem hohen, näselnden Tenor:

»Schwärmt And'rer Herz und And'rer Mund
Von süßem Liebestraum.«

Er schien sich um die Töne zu krümmen; sein Mund wölbte sich um die Vokale und schob sie wunderbar gepresst heraus.

»Du denkst an unser Glück zurück,
Gewiss, dann denkst du mein!«

Diese Arie aus Balfes *Zigeunerin* war angeblich (wir konnten es schon nicht mehr hören) ein Lieblingsstück des jungen Jimmy Joyce gewesen. Hughie behauptete, hoffnungslos in meine Mutter verliebt zu sein, was die anderen ihm durchgehen ließen, weil er eindeutig schwul war. Er legte all seine Seelenqualen in die wirklich hübsche Melodie, und seine Stimme holte die weite Nacht herein.

Selbst die Colleetypen verstummten. Ich lehnte mich mit Tränen in den Augen an die Wand und dachte an dich, wie du auf Interrailtour durch den Frühherbst tingelst, zusammen mit deiner englischen Olivia. Ich fragte mich, wo du bist: Pisa, Verona, Bratislava? Du hattest mich verlassen, diesmal endgültig.

Unsere Liebe, sagtest du, sei unerträglich. Oder doch nicht. Du brauchtest einfach nur Urlaub, und Olivia war die perfekte Reisebegleitung. Nichts sprach gegen Olivia.

Du hast mir nie erzählt, wie es war. Keine Anekdoten von verdreckten Eisenbahnwaggons oder italienischen Pensionen mit rosa gerüschten Lampenschirmen. Und du hast mir auch nie erzählt, wie sie im Bett war, obwohl ich dich oft gefragt habe (ich dachte, sicher kennt sie einen Trick). Du hast nur gelächelt und gesagt: »Anders als du.«

Hughie Snell schob die letzte Note durch die geschürzten Lippen und zog die Augenbrauen hoch, als wäre er selbst überrascht über ihre Länge. Nach dem Applaus stimmte der Pianist eine einfache Melodie auf den hohen Tasten an, und sein Ruf wurde von einer Stimme auf der Treppe beantwortet. Wir drehten uns zur Tür um und sahen ein schwankendes gelbes Licht, gefolgt von den hellen Flammen einer Geburtstagsorte. Meine Mutter betrat das Zimmer und kam langsamen und gemessenen Schrittes auf mich zu. Sie *prozessierte*. Sie hatte sich für einen herrlichen alten Evergreen entschieden: »Que sera, sera.«

Du musst wissen, dass sie zu dem Zeitpunkt nur noch selten sang, und schon gar nicht auf der Bühne. »Ich bin zu alt dafür«, sagte sie und dachte dabei vielleicht an eine frühere makellose, unmöglich zu wiederholende Leistung, die das Publikum in London, New York oder Dublin von den Sitzen gerissen hatte. Aber meine Güte: Meine Mutter besaß eine Stimme, die von überall zu kommen schien. Sie rutschte ihr aus dem Mund und hallte aus der hintersten Ecke des Raumes wider. Katherine O'Dell sang nicht, sie zog das Lied vielmehr aus den Wänden. Sie rief es ins Leben, und die Luft war aufgeladen mit Klang.

Danach – *Noch nicht auspusten!* – rückten wir für das Foto zusammen. Der Gesellschaftsreporter der *Evening Press* hatte einen Fotografen mitgebracht. Mama zeigte der Kamera ihren

Rücken und ihr Gesicht im Dreiviertelprofil. Alles war inszeniert. Kein Zweifel – die Torte, die Prozession, der Schnappschuss, all das war sorgfältig geplant. Ich weiß es. Aber ich weiß auch, dass meine Mutter an diesem Abend für mich allein gesungen hat.

Danach stimmten die anderen »Happy Birthday« an, ich blies die Kerzen aus. Die Torte war von Tea Time Express und mit Sahne gefüllt.

Wenn ich mir das Bild heute ansehe, erkenne ich, dass mein Kleid, dieses schreckliche Ding aus olivgrauem Tüll, in Wahrheit wunderschön war. Es machte mich blass und interessant. Das Kleid meiner Mutter war ein absoluter Klassiker: weiter Rock, schmale Taille, Dreiviertelärmel. Es hatte einen mit weißem Satin unterfütterten U-Boot-Ausschnitt, der, als sie sich von der Kamera wendete, in einem rückseitigen Kragen mit zwei weißen, puritanischen Dreiecken auf den Schulterblättern auslief. Jede Menge nackte Haut. Frühe Fünfzigerjahre, würde ich tippen. Möglicherweise Dior.

Die Schlagzeile lautet: »*Hausbesuch bei Katherine O'Dell*«, und da ist noch ein zweites, kleineres Bild, das Mutter mit der neuen Spülmaschine zeigt, »vermutlich eine der ersten in Irland!«, und ihr strahlender Blick sagt: »Ich habe keine Ahnung, wie man dieses Ding bedient.«

»*Katherine O'Dell genießt ihre frisch modernisierte Küche am eleganten Dubliner Dartmouth Square.*«

Ich habe nur wenige Zeitungsausschnitte aufbewahrt. Weißt du, ich vermissе meine Mutter jeden Tag, aber ich schaffe es bis heute nicht, diese verdammten Artikel zu lesen. Sie sind unlesbar. Dieser hier – den ich besonders schätze! – wurde von einem giftigen kleinen Säufer geschrieben, der überall in der Stadt mit Smoking und Fliege unterwegs war. Er hatte ein Auto und einen Fahrer, und die Damen aus der Mittelschicht fingen allen Ernstes zu kreischen an, wenn er zu ihren Partys

und Empfängen erschien. Um drei Uhr morgens ließ er sich dann zurück nach Burgh Quay chauffieren, setzte sich hin wie Rodins Denker und produzierte so etwas wie das hier:

»Nach ihrem jüngsten Triumph am Broadway nahm sich Katherine O'Dell diese Woche etwas Zeit, um mit unserem Kolumnisten Terry O'Sullivan über ihr Leben auf und abseits der Bühne zu plaudern. Vor Kurzem hat sie sich eine Geschirrspülmaschine angeschafft, ›die erste in ganz Irland, glaube ich jedenfalls«. Auf diese Idee, sagt die weitgereiste Muse so unterschiedlicher Schriftsteller wie Samuel Beckett und Arthur Kopit, sei sie in Amerika gekommen, wo derlei Hausgeräte weit verbreitet sind. Der Ruf aus Hollywood? Dieser Tage ein wenig leiser. ›Für mich gibt es nichts, was dem Nervenkitzel eines Bühnenauftritts gleichkäme.«

Unter dem Tortenbild schreibt er:

»*Die Volljährigkeit.* Hochkarätige Gäste der Geburtstagsfeier von Tochter Carmel, darunter Christopher Cazenove kurz nach einer Vorstellung im Gate Theatre, Schauspielkollege Hughie Snell, Filmproduzent Boyd O'Neill sowie Architekt Douglas Kelly mit Ehefrau Jenny und Tochter Máire, die ihr Studium am University College soeben mit Auszeichnung abgeschlossen hat. Máire strebt eine Karriere in der Touristikbranche an.«

Máire ist natürlich die Hübscheste von allen. Sie hat keine Karriere in der Touristikbranche gemacht, sie hat geheiratet und ist nach Monkstown gezogen. Abgesehen davon hat der Reporter meinen Namen falsch verstanden, und das auf meiner eigenen Geburtstagsfeier. Ich weiß nicht, woher er das hat, aber ich heiße nicht Carmel. Mein Name ist Norah FitzMaurice.

Ich überfliege den Ausschnitt und frage mich, warum ausgerechnet er überdauert hat und so viel anderes verloren und verschwunden ist. Das Foto war damals gestellt, doch irgendwie haben die Jahre ihm mehr Wahrheit verliehen: Katherines elegant entblößter Rücken, die geröteten, ihr zugekehrten Gesichter, ich (auf Tortenhöhe, möglicherweise saß ich auf einem Stuhl), wie ich treuherzig zu ihr aufblinzele. Ihr edles Profil neigt sich zu mir hinunter.

Überschrift und Artikel suggerieren dasselbe: die Schauspielerin und das Kind in ihrem Schatten. Das Foto bekräftigt eine Lüge, derzufolge ich eine schlechte Kopie meiner Mutter war und sie – im Gegensatz zu mir – zeitlos. Die Ikone hat etwas allzu Menschliches hervorgebracht. Aber so war es nicht zwischen uns. So haben wir uns nie gesehen.

Das Kleid, möglicherweise von Dior, war hinreißend, das kann ich jetzt erkennen, aber wenn ich mich recht erinnere, trug sie an jenem Abend ein Haarteil, für das ich mich schämte. Sie färbte sich die Haare zu einer Zeit, als keine Frau sich die Haare färbte, oder wenigstens nicht so dunkel, und ihr Gesicht war, das sagte sie selbst, nicht mehr existent. Katherine O'Dell war fünfundvierzig Jahre alt, aber nicht auf eine Weise, wie die Leute heutzutage fünfundvierzig sind. Sie rauchte dreißig Zigaretten am Tag und trank ab sechs Uhr abends, mit offenem Ende. Meine Mutter aß niemals Gemüse, es sei denn, sie war auf Diät; ich glaube, sie besaß kein einziges Paar flache Schuhe. Sie redete den ganzen Tag, und gegen Abend, wenn ihre Wangen vom Wein aufgedunsen waren und ihre Augen sehr grün, wurde sie verbittert.

Sie posiert, als würden sie und ihr Küchengerät fürs *Life*-Magazin abgelichtet, aber in Wahrheit war Katherine O'Dell mit fünfundvierzig Jahren fertig. Beruflich. Sexuell. Wenn eine Frau damals dreißig wurde, ging sie nach Hause und zog die Tür hinter sich zu.

Folglich ist es meiner Mutter hoch anzurechnen, dass sie sich weigerte, klein beizugeben und zu sterben. Dass sie eine Party schmiss, mir ein Kleid von Ib Jorgensen spendierte und ihre alten Kisten und Truhen durchwühlte auf der Suche nach einem Teil, in das sie noch hineinpassen würde, ein letztes Mal.

Während ihrer Schwangerschaft hatte das Kleid für einen ziemlichen Wirbel gesorgt. Als wir uns für meine Party bereit machten, erzählte sie davon. Sie zupfte am Stoff unterhalb der hohen Taille und sagte: »Sieh mal. Platz für zwei.«

Da waren wir, vor ihrem Schlafzimmerspiegel, ich außerhalb des Kleides, während sie sich an mich innerhalb des Kleides erinnerte, in ihrem Bauch. Sie erzählte mir, sie habe in der Schwangerschaft nur ein paar zusätzliche Zentimeter Stoff gebraucht, mehr nicht. Und eine höhere Büste. »Man kürzt die BH-Träger, und alles rutscht nach oben!«, sagte sie. Hoch, hoch, hoch damit! Muss ja keiner wissen.

Sie erklärte mir nicht, wozu man so etwas verheimlichen sollte, und ich fragte nicht nach. Ich wusste, ich war ihr geheimes Glück.

»Hoch! Hoch! Hoch damit!«, sagte sie und steckte mir die Haare auf dem Kopf zusammen.

Ich war das Beste überhaupt.

»Du bist wunderhübsch«, sagte sie, als ich einen sumpfgrünen Tüllpompon aus meinem Schoß hob und wieder fallen ließ.

Übrigens hatte ich mein Studium mit Auszeichnung beendet. Nicht, dass das jetzt wichtig wäre. Kein bisschen. Aber später an dem Abend behauptete Duggan, es liege allein an meinen Titten. Vielleicht ärgerte er sich über die Torte. Er sagte, meine Titten sähen wirklich clever aus.

»Verpiss dich, Niall«, sagte ich.

Auch das kann ich mir nicht erklären, den Umstand, dass ich mich so zu ihm hingezogen fühlte. Egal, wer sonst noch im Raum war, er war stets derjenige, mit dem ich reden wollte.

»Vorstellungskraft ist Mord«, sagte er. »Aber das weißt du, nicht wahr? Dieses Wissen hast du im Urin.«

»Vorstellungskraft ist Vorstellungskraft«, sagte ich.

»Wen wirst du heute umbringen?«, fragte er und zeigte auf die Leute hinter sich.

»Wie wäre es mit dir, Niall? Wenn du möchtest, bringe ich dich um.«

»Hast du schon, mein Liebling. Ist längst passiert.«

Und in der Tat: Die Haut, durch die er schwitzte, war so weiß und dick, dass er praktisch tot aussah.

Er war erst achtundvierzig. Unfassbar. Ich musste es nachrechnen, weil ich es nicht glauben konnte. Niall Duggan betrank sich, nüchterte aus und trank weiter, er belästigte seine Studentinnen oder herrschte sie an, er hinterging seine Kollegen und schanzte seinen mäßig talentierten Freunden Jobs zu. Als ich einundzwanzig war, dachte ich, er wäre mehr oder weniger am Ende, doch er lebte weiter und machte sich ungeniert breit, noch dreißig Jahre lang.

Meine Mutter starb 1986. Ich kann es gleich verraten: Sie wurde nur achtundfünfzig Jahre alt.

Ich erinnere mich, dass ich ihre Nähe am Abend meines einundzwanzigsten Geburtstages kaum ertragen konnte. Sie beulte sich von innen durch das schwarze Kleid, ihre Röllchen drohten, die Taillennaht zu sprengen, und die ganze Aufmachung roch nach Mottenkugeln. Wir schrieben die Siebzigerjahre, Schwarz war hoffnungslos aus der Mode und »vintage« waren ausschließlich Autos. Ihr Kleid war eine Kostümierung, die sie, wie ich fand, dement aussehen ließ. Nun ist es raus. Wusste ich zu dem Zeitpunkt schon, dass sie verrückt war? Zumindest in dem Maße, in dem alle Mütter nach Ansicht ihrer Töchter verrückt sind?

Ab einem bestimmten Alkoholpegel erschlafften die Gesichter, der Raum füllte sich mit Schwere. Leute wiederholten sich

ständig oder verschwanden einfach. Gerade, als es zäh wurde – in einer Ecke wurde gestritten, draußen auf dem Treppenabsatz weinte eine Frau –, hob eine neue Musik an. Die Party hatte sich nach unten in die Küche verlagert. Ein paar Musiker waren nach dem letzten Set im benachbarten Pub herübergekommen und saßen nun um den Tisch, erste süße Klänge von Mandolinsaiten, Bruchstücke der nächsten Lieder, ein Vorgeschmack.

Abende wie dieser kamen um die Politik nie ganz herum. Der Erfahrung nach sympathisierte ein Gast umso stärker mit der republikanischen Sache, je später er eintraf, und besagte Musiker waren die Letzten gewesen, eine kleine Gruppe von Männern mit Wildlederjacke, breiter Krawatte und abenteuerlicher Gesichtsbehaarung – übrigens auch zu bestaunen auf dem Cover ihres ersten Albums, das später im selben Jahr erscheinen sollte. Sie trugen Koteletten und lange Hufeisenbärte, einem von ihnen sprossen kleine, perückengleiche Büschel aus den Wangen. Wenn man alles zusammenfügen würde, dachte ich, hätte man einen kompletten Bart.

In der Stille nach jedem Song warteten wir auf Máire Rahilly, als wäre das Warten an sich eine Aufgabe. *Komm schon. Natürlich wirst du.* Neben der Sängerin Máire wirkte meine Mutter geradezu provinziell. Máires schneidende Stimme ging einem durch Mark und Bein, sie war bewegte Trauer und pure Wildheit. Und als sie dann endlich den Kopf hob, sang sie auf Irisch. Meine Collegefreundinnen hörten es, zuckten zusammen und schauten sich um wie auf der Suche nach einer Ausrede zu gehen.

Aber niemand ging. Während der Abende am Dartmouth Square ist niemand je gegangen oder hinausgeworfen worden. Man verabschiedete sich nicht, man schmolz dahin. Und obwohl meine Mutter ständig einen Drink in der Hand hatte, wurde sie an Abenden wie diesen auf wundersame Weise immer nüchterner. Die Gerüchte der folgenden Tage handelten

nie von Katherine O'Dell als Prospera im Sturm der Illusionen und des Alkohols. Nein, sie war Gastgeberin und Komplizin, sie war diejenige, die sich zurückhielt und dem Laster freien Lauf ließ.

An große Vorbereitungen kann ich mich nicht erinnern, und auch wegen der Gästeliste zerbrachen wir uns nicht den Kopf. Wenn meine Mutter zehn oder zwölf Leute anrief, tauchten sechzig oder hundertsechzig auf, und alle kannten einander zumindest dem Namen nach. Manche waren erbitterte Feinde, selbst der Gastgeberin. Ich lernte früh, meine Mutter zu retten. Da lehnte sie mit verdrehten Augen an der Wand, in die Enge getrieben von einem alten Schulfreund: »Ich konnte dich nie leiden, Katherine, all die Jahre nicht. Keine Ahnung, warum. Ich habe versucht, dich zu mögen, aber es gelingt mir einfach nicht.«

Dublin war damals eine kleine Stadt, selbst die Gehässigkeiten waren klein, doch der Klatsch war erstaunlich. Ich weiß, er war nicht gesund, aber ich vermisse ihn trotzdem. Inzwischen leben wir alle sehr losgelöst voneinander, anders ausgedrückt: vernünftig.

Obwohl er auch auf dem Foto ist, habe ich an Boyd O'Neill an jenem Abend kaum Erinnerungen. Er war groß. Er hatte die Angewohnheit, sich in der Menge treiben zu lassen. Zur Geisterstunde stand er meist in irgendeiner Ecke und diskutierte mit seinem alten Sparringpartner Niall Duggan. Die beiden waren wie zwei Kampfhähne: der beeindruckende, hochgewachsene O'Neill in Rollkragenpullover und Sakko, der kleinere Duggan ein Chaot im schäbigen Anzug. Der eine ein hoher Bogen, der andere ein tiefes Knurren in Bodennähe. In meinen Träumen erscheinen sie mir manchmal als Karikatur aus *Dublin Opinion*, lächerliche Eitelkeit und Slapstick-Gewalt, dabei waren sie nicht ungefährlich. Sie gingen einem unter die Haut.

Man konnte sich nur schwer dagegen wehren, aber Boyd O'Neill habe ich ohnehin nie viel Raum gegeben. Abgesehen davon war er zu gutaussehend für mich. Ich fühlte mich eher zu Duggan hingezogen, der die seltene Fähigkeit besaß, in den Kopf seines Gegenübers zu kriechen, er mit seinen grauen Glupsch-
augen, und anschließend kämpfte er sich durch die Haut wieder ins Freie. Ich war eine junge Frau, die besser aussah, als sie ahnte, aber ich glaube nicht, dass Niall Duggan mich wirklich besitzen oder penetrieren wollte, vielmehr schien er ich *sein* zu wollen. Oder er wollte aufhören, ich zu sein.

Gibt es so was?, würde meine Tochter fragen. Sagt man das jetzt so?

Ich glaube, er fand das alles furchtbar. Es war furchtbar, dass er, wenn er mit einer klugen Frau von einundzwanzig Jahren sprach, sich selbst nicht mehr denken hören konnte vor lauter Geschrei in seinem Kopf.

Wenn der Abend sich dann dem Ende zuneigte und man wieder nach oben ging, um irgendeine verlorene Jacke oder Tasche zu suchen, wirkte das Wohnzimmer leer und verwüstet. Die Möbel standen schief, und die Silhouetten von Flaschen und Gläsern ragten von Tischen und Anrichten auf wie eine Miniaturskyline. Es war sagenhaft. Am nächsten Morgen würde Kitty sich einen Weg hindurchbahnen, mit Kehrschaufel und Besen hantieren, die Glasscherben ignorieren und den Inhalt der Aschenbecher weder zur Kenntnis nehmen noch verurteilen. Meine Mutter gab vor, sich zu schämen, aber ich wusste, dass Kitty sich keine Gedanken um unseren Lebenswandel machte. Die Details interessierten sie nicht, sie hatte ihre eigenen Probleme.

Aber ich greife vor.

Wie hinlänglich bekannt ist, wurde meine Mutter im Jahr 1980 nach einem tätlichen Angriff auf ebenjenen Boyd O'Neill – einen Filmproduzenten, dessen Bekanntheit sich wohl auf Irland

beschränkte – in das Central Mental Hospital eingeliefert. Sie hatte ihm in den Fuß geschossen und im selben Moment hundert Dubliner Pointen in die Welt gesetzt. Doch in Wirklichkeit war die Sache furchtbar verstörend, nicht zuletzt für O'Neill selbst, der ohne Rücksicht auf seinen guten Ruf eine Anklage wegen versuchten Mordes anstrebte. Der Auftritt meiner Mutter nach ihrer Verhaftung ließ die Verteidiger Hoffnung schöpfen – er war so schlecht, dass wir ihn unweigerlich für echt halten mussten. Sie lachte im unpassenden Moment, sang vor sich hin und raufte sich die Haare. Als der Fall schließlich vor Gericht kam, hatten wir nicht nur einen, sondern zwei wohlwollende Psychiater gefunden, die sie für wahnsinnig erklärten; sie verließ das Gericht im selben weißen Kleinbus, in dem sie gekommen war. Drei Jahre später wurde sie mit Medikamenten vollgepumpt aus der Anstalt entlassen, eine geschrumpfte, unheilbar kranke Frau, unsichtbar für die Passanten auf der Straße.

O'Neill – und es ist mir wichtig, das zu erwähnen – musste in den darauffolgenden Jahren immer wieder ins Krankenhaus. Er verbrachte fast so viel Zeit in Heilanstalten wie meine Mutter. Was in den Zeitungen als Verlust eines großen Zehs dargestellt wurde, war in Wahrheit eine blutige, von Splittern durchsetzte Wunde, die in einer fünfstündigen Operation zusammengeheftet wurde und sich anschließend zu heilen weigerte. Während die Ärzte das Problem an seinem rechten Bein aufwärtsjagten, kam es zu vier Amputationen. Er ernährte sich praktisch von Antibiotika. Er konnte nie wieder arbeiten. Die letzte, erfolgreichste Amputation endete knapp unterhalb des Knies, aber er kam mit der Prothese nicht zurecht und konnte wegen der Phantomschmerzen nicht mehr schlafen. Meine verrückte Mutter schoss Boyd O'Neill in den Fuß, und die ganze Welt fand es irgendwie komisch. Aber »komisch« ist nicht das richtige Wort. Beziehungsweise ist es eben nur ein Wort. Wenn man sich mal überlegt, was passiert war.

